

Schwyzer Buur



Robert Ellenberger Allmendingen
Ein Vater, ein Bauer, damals und heute
ein Macher!

«Schwyzer Buure»
am aussterben?

Bereits mit 24 Jahren übernahm Robert den Hof seines Vaters und kam so in die dritte Generation. Aber was macht ein Bauer überhaupt? Wie war es dazumal ein Landwirt zu sein? Wie sah das Leben vor ungefähr 50 Jahren aus? Antworten auf diese Fragen finden Sie auf Seite 1 bis 5.

Allmendingen in Thun. Ein kleines Bauerndörfchen, dass kaum zehn Minuten Fahrdauer entfernt vom pochenden Herzen Thuns, dem Bälliz, liegt. Mein Vater, Robert, lebt nun seit 64 Jahren dort und erlebte die Wandlung von einem ruhigen Bauerndorf zu einem lebendigen Dorfzentrum. Auf Seite 6 gibts mehr.

Die Schweiz wurde mit den Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden 1291 gegründet und seit 1848 wurde sie zu dem modernen Bundesstaat, den wir heute kennen. Mit der Industrialisierung kam die Massenproduktion und der Import. Doch was heisst das für unsere Bauern? Sehen Sie dazu mehr auf Seite 7.



Bauernhof Ellenberger an der Pfandernstrasse in Allmendingen, 1955.

Vom «Zuckerschnousi» zum «Fleischer Diplomierte Landwirt»



Robert Ellenberger, der sein Leben lang auf dem Hof lebt, wo er auch auf die Welt kam, erzählt von seinen Erlebnissen und Eindrücken. Über Knickerbocker, die «bescheuert» ausahen, zu fettigen Würste, die förmlich kleben bis zu Fussballspieler die als «Lauerihing» galten. Robert wuchs in einer Zeit auf, in der die Technik einen grossen Sprung machte.

Schulzeit in Allmendingen

Mit Siebenjährig besuchte Robert die Schule in Allmendingen. Zuhause half er immer auf dem Hof aus und in der Schule lernte er Biblische Geschichte, Singen, Turnen, Rechnen, Naturkunde und Deutsch. In der 5. Klasse kam das Basis Französisch hinzu, wo sie einfache Wörter und Sätze lernten, aber richtig anwenden konnte man das nie, meinte er. Ab der 8. Klasse war es möglich noch maximal zwei Wahlfächer zu belegen; Zusatz-Französisch, Algebra und Geometrie. Robert entschied sich für die letzteren zwei Zusatzfächer. Englisch lernten sie dazumal noch nicht in der Schule.

Robert ging gerne zur Schule und hatte nie grosse Mühe, ausser in der Dritten Klasse, da kann er sich noch erinnern, dass er nur noch Vierer oder Viereinhalber schrieb, aber er wüsste nicht mehr weswegen. Obwohl er keine schulischen Probleme hatte, schaffte er es nach der 4. Klasse trotzdem nicht in die Sekundarstufe. «Ich war halt einfach faul, was das anging», musste er zugeben. Deshalb blieb er die restlichen fünf Jahre in der Realschule in Allmendingen, so auch sein jüngerer Bruder Manfred. Nur seine Schwester Margrit und sein älterer Bruder Fritz besuchten die Sekundarschule Dürrenast.



Robert mit seinem jüngeren Bruder Manfred, 1957.

Ausbildung

Nach der Schulzeit in Allmendingen lernte Robert Bauer. Das erste Lehrjahr verbrachte er in Ballmoos. Hofer Otto, der heute stolze 90 Jahre alt ist, war sein Lehrmeister. Er schätzte die regelmässigen Lerneinheiten mit ihm, jedoch war er sehr altväterlich. Robert war es sich von Zuhause aus gewohnt, mit damals modernen Maschinen zu arbeiten. Sie waren immerhin die ersten in Thun, die einen Traktor besaßen. «Es war eine Sensation, als wir das erste Mal mit dem Traktor das Heu ernteten und es gleichzeitig aufsammeln konnten», strahlte er. Daher hatte er Mühe mit der Handarbeit bei seinem Lehrmeister. Das ist natürlich nachvollziehbar, wenn man sich vorstellt, dass sich dazumal nicht jeder einen Traktor leisten konnte und wenn man diesen Luxus hatte, wollte man nicht darauf verzichten.

Im zweiten und letzten Lehrjahr arbeitete er Zuhause auf dem Hof und schloss im Sommer 1971 ab. Bei der praktischen Prüfung musste er melken, Acker befahren, pflügen, mit dem Traktor, der einen Wagen angehängt hatte, rückwärts fahren und seine Traktor-Kenntnisse wurden abgefragt. Dies bewältigte er mit dem Traktor von Zuhause. Er musste von Thun nach Münsingen zum Schwand fahren. Der Schwand war die landwirtschaftliche Schule, die 1913 gegründet wurde, wo man die Theorie erlernte.

Nach der bestandenen Abschlussprüfung arbeitete er bis in den Winter Zuhause auf dem Hof. Danach besuchte er ein halbes Jahr die Handelsschule in der Länggasse in Bern. Auch da musste er morgens und abends auf dem Hof mit anpacken.

1973 im Februar musste er ins Tessin an die Rekrutenschule ausrücken. Er war noch nie zuvor im Tessin. «Has de scho gad lehre kenne!», scherzte er, denn immerhin verbrachte er dort vier Monate. Er kaufte sich sein erstes Auto und fuhr damit ins Tessin. Alle 14 Tage ging er nach Hause und liess das Auto dort. An den Wochenenden, an denen er dort blieb, machte er Spazierfahrten und genoss die verschiedenen Landschaften, die das Tessin zu bieten hatte.

Als die RS bald endete, war das Thema «Weitermachen». Zuerst war Robert davon überzeugt, als Feldwebel weiterzu-

machen, doch dann verlor er die Lust dazu. Natürlich wollten sie ihn weiterhin, doch er konnte sich rausreden. Seine Eltern standen hinter ihm und wenn er dann doch weitermachen wollte, dann musste er dies wenigstens im Winter absolvieren, da sein Vater ihn auf dem Hof brauchte.

Im Sommer arbeitete er wieder vollzeit auf dem Hof bis im Winter. Da besuchte er zwei Winterkurse beim Schwand, wo er für die Berufsprüfung lernte und diese 1975 erfolgreich bestand.

1976 verbrachte er das ganze Jahr im «Welschen» in La Chaux, Cossonay. Dort war Georgette Vuichet seine Chefin, die er sehr mochte. Leider verstarb sie bereits vor sechs Jahren.

1977 fing Robert Zuhause an zu Bauern. Mit 24 Jahren. 1980 bestand er die Meisterprüfung, aber etwa nicht, um Lehrlinge auszubilden, sondern wollte er sein eigenes Wissen erweitern.

Eigentlich wollte mein Vater nie wirklich den Hof übernehmen und Landwirt werden, aber da er der Einzige war, der sich zu wenig wehrte und am geeignetsten für diese Position war, folgte er dem Wunsch seines Vaters.

«Ich konnte nicht wirklich nein sagen. Dazumal hattest du noch das gemacht, was befohlen wurde und ich sagte



Robert (oben links) am Pause machen mit seinen «Gspändli» während der RS, 1973.

mir, dass ich niemals meine Kinder zwingen würde. Zum Beispiel bei deinem älteren Bruder. Dem sagte ich nie: «Du musst jetzt bauern!», im Gegenteil, ich riet ihm etwas zu lernen, was er gerne macht. Er könne immer noch später bauern, wenn er das wirklich wolle. Es wäre auch nicht schlimm, wenn niemand weitermachen wollte.

Das wäre kein Weltuntergang.»

Bei seinem älteren Bruder Fritz war früh klar, dass er den Hof nicht übernehmen würde und von seiner Schwester war gar nicht erst die Rede. Die einzigen Zwei, die zur Sprache kamen, waren Robert und Manfred. Doch Manfred konnte sich rausreden. Zu einem späteren Zeitpunkt versuchte jedoch sein Vater auch Manfred dazu zu zwingen, doch Robert erklärte ihm, dass das nicht rentiere. Der Hof sei zu klein für zwei Bauern. Das werfe zu wenig ab. Das machte auch Sinn. Man könne einen Tag lang wischen - klar, das ist auch wertvolle Arbeit, aber niemand hätte das bezahlt! Als Bauer musste man selber schauen, dass man auf seine Zahlen kam, also wurde die Arbeit, die auch Geld abwarf, fokussiert.

Nein, Robert sah sich nie wirklich als Bauer, viel lieber hätte er Metzger, Polizist oder Landmaschinenmechaniker gelernt, aber man tat, was man tun musste.

Im Nachhinein ist er immer noch zufrieden mit seiner Lebenslage und bereue nichts.

Arbeit und Freizeit

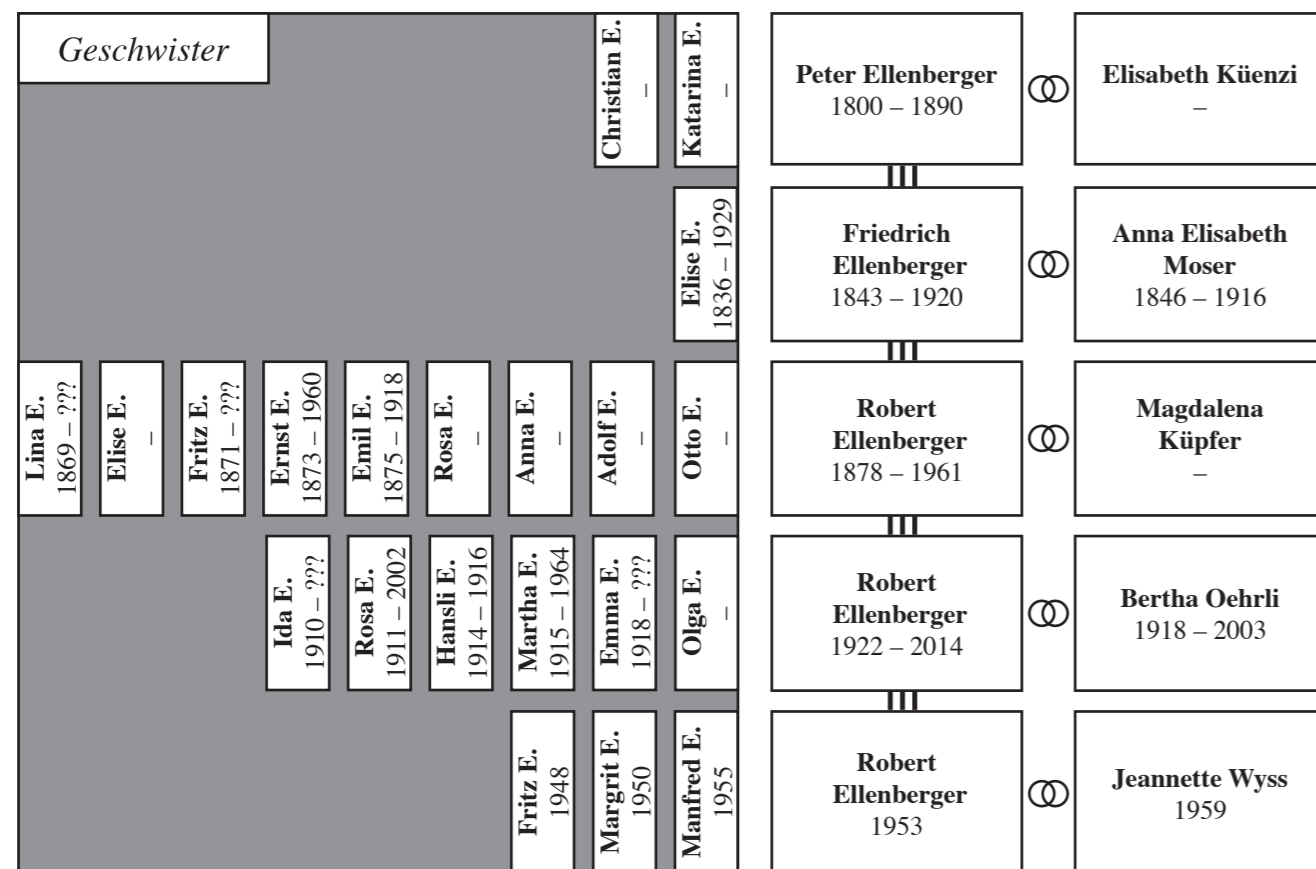
Als Kind hatte Robert kaum Freizeit. Jeden Tag musste gearbeitet werden, damit Nahrung und Haus gewährleistet werden konnten. Als seine Geschwister und er in die Schule kamen, war es auch an der Zeit, auf dem Hof auszuhelfen. Am Anfang waren es kleine Hilfsarbeiten, wie zum Beispiel Steine oder Äpfel auflesen. Ab acht Jahren fuhren sie schon mit dem Traktor auf dem Acker und ab elf Jahren mussten sie ab und zu auch auf der Strasse fahren, obwohl dies verboten war. Mit 14 schloss Robert die Traktorenprüfung ab.

Im Schulsport spielten sie oft Fussball und Robert war im Goal sehr stark. Am liebsten wäre er auch in der Freizeit Fussball spielen gegangen, doch leider verbot ihm das sein Vater. «Lauerhütung», bezeichnete er die Kinder, die damals Fussball spielten.

Da es im Winter nicht so viel Arbeit gab, durften sie beim Hang, der etwa 100 Meter von Zuhause weg war, skien. Ansonsten verbrachte er seine Zeit Zuhause im Bett oder man sass am Abend zusammen in der Stube und hörte dem Radio zu, das entweder Nachrichten oder Theater abspielte. Sein Vater lehrte ihm das Jassen und Schach. Ab und zu spielten sie auch ein «Eile mit Weile» oder andere Brettspiele.

Der erste Fernseher, den sie hatten, schaffte sein Vater 1968 an. Dazumal hatte es kaum Sender, eine Fernbedienung gab es auch nicht und alles war in Schwarz und Weiss.

Stammbaum Ellenberger



Ein Ausschnitt aus dem Stammbaum der Familie Ellenberger. Leider sind nicht alle Jahrgänge bekannt.

Lebenslauf

- 1959 – 1960** Kindergarten
- 1960 – 1969** Grundschule
- 1969 – 1971** Lehre als Landwirt
- 1973** Rekrutenschule (4 Monate)
- 1973 – 1975** Zwei landwirtschaftliche Winterkurse + anschliessende Berufsprüfung
- 1974** 4 Monate Arbeiten in Dänemark
- 1976 – 1977** Welschlandjahr
- 1977** Hofübernahme
- 1983** Heirat (Jeannette Ellenberger-Wyss)
- 1984** 1. Tochter (Evelynne)
- 1990** 1. Sohn (Robert Walter)
- 1990 – 2001** Anstellung Coop LKW-Chauffeur 50%
- 1993** Zwillinge (Daniela und Adrian)
- 1996 – 2016** Anstellung Pilkington 80%
- 2002** Abbau Milchproduktion (da Vater 1997 aufhörte zu Melken)
- 2016** Anstellungsgrad runter auf 10%

Mode

Robert musste als Kind immer Knickerbocker tragen, die seine Mutter selber genäht hatte. Er hasste sie, weil sie so «bescheuert» aussahen. Aber seine Mutter nähte nicht nur diese Hosen, sondern nähte sie alle anderen Kleider auch, wie zum Beispiel die Hemden und Röcke. Erst als Robert konfirmiert wurde, durfte er einen Anzug mit Gilet und Kravatte kaufen. Das war für ihn etwas ganz Spezielles. Dazumals kam der Verkäufer von einem Fachgeschäft nach Hause und präsentierte seine Ware. Man konnte dann sogleich anprobieren und kleine Anpassungen konnten vor Ort durchgeführt werden.

Früher gab es noch keine Migros. Da gab es Fachgeschäfte; Frey, Schild, Loeb oder wenn man mehr Geld zur Seite hatte, besuchte man den Schneider. Kleider waren sehr teuer und deshalb nähte seine Mutter alle Kleider selber.

In den 60er kamen die ersten Blue Jeans in die Schweiz und diese waren ein Hit, bestätigte Robert, doch sie waren teuer. Generell trugen er und seine Familie nie moderne Kleider.

Der Verlauf der Mode war im Allgemeinen nicht sehr vielfältig. Einmal waren Schlaghosen in, danach Röhrchenjeans oder dann Spitzenschuhe und nach diesen, Turnschuhe. Man hätte ja auch nicht viele Möglichkeiten, meinte Robert.

Im Winter trug man seine Skischuhe als Winterschuhe. Das war damals noch möglich, da die Skischuhe noch nicht aus einem festen Material gebaut wurden, wie heute. Zudem hatte man auch eine unflexible Skibindung. Es gab viele Knochenbrüche oder Verdrehungen, weil, wenn man mal zu schnell flitzte und dabei umfiel, blieb der Ski am Fuss, egal wie fest sie um die Ohren flogen. Natürlich konnte man noch nicht so schnell fahren, wie heute, trotzdem gab es eben wegen der Skibindung viele schlimme Verletzungen. Erst nach Robert's Schulzeit wurden die neuen Skischuhen und -bindungen eingeführt.

In der Schule gab es keine Schuluniformen. Nur die Kadetten, die es schon seit 1839 in Thun gibt, mussten Uniformen tragen. Somit konnte jedes Kind tragen, was es Zuhause hatte. Daraufhin fragte ich meinen Vater, ob man Bauernkinder anhand von den Kleidern identifizieren konnte. Er verneinte. In seiner Klasse waren sowieso nur ein anderes Mädchen und er von einer Bauernfamilie. Es hatte mehr Bauernkinder in der Klassenstufe über und unter ihm.



Alte Skischuhe. Herstellung: 1940



Von links nach rechts: Margrit, Fritz, Robert, Bertha & Manfred, 1956.

Frisuren

Robert ging als Kind nie zu einem Coiffeur. Sein Vater schnitt ihm immer die Haare mit einem manuellen Haarschneider. Dabei schnitt er hinten und auf der Seite kurz und liess es oben etwas länger. Robert mochte es nicht, wenn er ihm die Haare schnitt, da er oft etwas grob und schnell drüber ging und so zog es dann an den Haaren. Sowieso hatte er nie Freude an diesem Haarschnitt.

Das erste Mal, als er zum Coiffeur ging, war wieder wegen der Konfirmation. Da besuchte er den Coiffeur Ceric Ferdinand, der einen Salon in Allmendingen hatte. Seither ging er nur noch zum Friseur und das kostete ihn auch nur einen «Fünf-Liber».

Er kann sich noch gut daran erinnern, wie oft seine Schwester sich beklagt hatte, dass sie keine Zöpfe tragen wollte, doch seine Mutter bestand immer darauf und zog es durch, bis sie aus der Schule kam. Als er mir das erzählte, musste er schmunzeln.

Steckbrief



Name:	Robert Ellenberger
Geburtsort:	Allmendingen, Zuhause
Geburtsdatum:	01. Februar 1953
Bruder:	Fritz, 31.01.1948
Schwester:	Margrit, 30.05.1950
Bruder:	Manfred, 13.01.1955
Vater:	Robert Ellenberger (31.07.1922 – 19.11.2014)
Mutter:	Bertha Ellenberger-Oehrli (09.02.1918 – 06.01.2014)

Ernährung

Es gab immer viel Fleisch, da sie jedes Jahr ein ganzes Schwein metzgeten und daraus viele Würste (Blut- oder Leberwürste) herstellten. Seine Mutter hatte sogar eine eigene Räucherei im Estrich. Mit Sägemehl und Wacholderzweige, für den Geschmack, feuerte sie ein. Dort hängt sie die Würste auf. Den Speck legte sie zuerst noch in eine «Büti» (grosser Behälter, wo man Fleisch reinlegen und mit Salz überstreuen kann), danach wurde er in der Räucherei aufgehängt. Dieser erste Schritt diente dazu, dass das Salz bis ins Innere des Fleisches durchdrang. Hätte man den Speck direkt in die Räucherei gehängt, wäre das Innere verfault, da der Rauch mehr Zeit brauchte, um durch die fette Aussenschicht zu kommen.

Robert mochte die fettigen Würste nicht, denn sie hatten so viel Fett, dass sie förmlich klebten.

Zwischendurch gab es auch Viehkassenfleisch, eine Versicherung für den Landwirt. Wenn nämlich ein Bauer ein krankes Tier metzgen musste, so verkaufte er dies den Bauern. Als Bauer musste man anhand von der Anzahl eigener Tiere auf dem Hof Viehkassenfleisch kaufen. Das war ein Brauch unter den Bauern, denn dieses Fleisch konnte man nicht dem normal Konsumenten verkaufen, da dieser wissen musste, dass man das Fleisch ganz durchkochen musste. Man kennzeichnete es mit einem Stempel. Ein ovaler Stempel bedeutete, dass das Fleisch für den normal Konsum geeignet war, ein

Dreieckiger, informierte, dass das Tier krank war und deshalb müsse man es länger kochen, um die Erreger komplett zu vernichten (Viehkassenfleisch). Heute wirft man dieses Fleisch einfach weg.

Neben dem Fleisch gab es sehr viele Kartoffeln. Als Frühstück gab es immer Rösti, ausser am Sonntag, da gab es Brot oder Zopf mit Konfitüre. Am Mittag kochte seine Mutter immer Fleisch und Gemüse aus dem Garten oder Pflanzplatz (das ist ein kleiner Acker auf dem Land draussen, das extra für den Haushalt angepflanzt wird und es hat keinen Zaun drumherum). Zu Abend assen sie oftmals Haferflocken, Griess- oder Haferbrei.

Im Garten hatte seine Mutter allerlei Gemüse, zum Beispiel Rosenkohl oder Sauerkraut und Bohnen vom Pflanzplatz. Zudem hatte sie auch Kräuter für den Tee.

Ab dem Sommer bis in den Herbst konnte man Kirschen, Äpfel, Birnen, Quitten und Zwetschgen frisch vom Baum ernten. Aus denen kochte seine Mutter Konfitüre zur Aufbewahrung. Milch hatten sie auf dem Hof. Brot oder Zopf backte sie auch immer selber und wenn dann einmal nicht, brachte der Bäcker vorbei. Seine Mutter musste nicht viel einkaufen und ging etwa auch nur höchstens zwei Mal in der Woche.

Zum «Znüni» gab es Brot und Käse und zum «Zvieri» tischte sie Brot und Konfitüre auf, aber das gab es nur für diejenige, die Zuhause arbeiteten. In die Schule gab sie nie etwas mit.

Bertha's täglicher Kochplan

«*Sie sei nur noch am Kochen!*», erzählte Robert schmunzelnd von seiner Mutter.

07:00 Uhr	Frühstück
09:30 Uhr	Znüni
12:30 Uhr	Mittagessen
16:00 Uhr	Zvieri
19:00 Uhr	Abendessen



Bertha, klein Robert, Margrit und Vater Robert, 1955.

Allmendingen im Wandel



Allmendingen schlief nie. Das einstige Bauerndorf zählt heute bereits über 2'000 Einwohner. Heute hat es viel mehr Familienhäuser oder Wohnquartiere, dafür fast gar keine Bauern mehr. Aber auch Ellenbergers Hof blieb nicht verschont – die Autobahn A6 machte einen Strich durch die Rechnung.

Unser Land

Dank der Autobahn die 1969 bis 1971 gebaut wurde, musste man unser Land umzonen. Zusätzlich wurde gleichzeitig die Weststrasse gebaut, die die Stadt Thun mit der Autobahn verbindet.



Unser Land vor der Autobahn.



Umzonung unseres Landes nach dem Autobahnbau.

Der Kalte Krieg in Allmendingen

Vom Kalten Krieg wurde vor allem im Radio oder in der Zeitung berichtet. Es war ganz klar kommuniziert worden, dass die Russen böse und die Amerikaner gut waren. Seitdem ist Robert sehr skeptisch, wenn die Medien etwas veröffentlichen. «I ha geng gseit, we Eine öpis vrzeit übr Eine, muesch ebe dr Anger o lose!», wies er hin.

Auch während der Schulzeit erzählte der Lehrer vom Kalten Krieg. Wenn Neuigkeiten bekannt wurden, studierte man das im Unterricht.

Aber einen Russen sah mein Vater trotzdem nie. 1968 flohen viele Tschechen in die Schweiz wegen dem Prager Frühling und so lernte Robert einen tschechischen Chauffeur kennen, der Gülle lieferte. Auf dem Schwand traf er auch auf einen Mathematik-, Physik- und Chemielehrer der von Tschechien floh.

«*Der Feind käme aus dem Osten*»

Tatsächlich bestand eine gewisse Angst gegenüber den Russen, die aber hauptsächlich durch die Medien verursacht wurde. «Man durfte nicht offiziell sagen “Die Russen kommen” sondern “der Feind käme aus dem Osten”», erzählte mir mein Vater von seinen Erfahrungen in der Rekrutenschule. Ansonsten hätte sich die Sowjetunion angegriffen gefühlt.

Wenn «Buure» zum Hobby der Reichen wird



«So wie mein Vater, Grossvater und Urgrossvater landwirtschafteten, kann man heute kaum mehr.» Robert Ellenberger ist nicht der einzige Bauer der damit kämpft. Die Zahlen der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft sind rückläufig. Das Interesse einen Bauernhof zu führen bleibt gering. Doch wie kam es dazu und wie wird die Zukunft aussehen?

Technologischer Fortschritt

Was sich vor allem änderte, in der Landwirtschaft, war der technologische Fortschritt. Mit ihm konnte man schneller Erträge vermehren und deren Aufwände und somit die Preise verringern. Die Preise wurden zwar tiefer, doch erhielten die Bauer Direktzahlungen vom Staat.

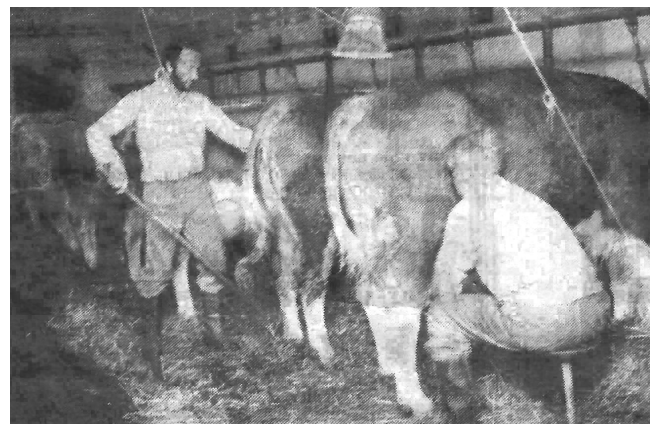
Es war eine Utopie, dass Roberts Vater alleine landwirtschaften konnte. Zu dieser Zeit gab es kaum Bauern die Landmaschinen benutzten. Doch sein Vater wusste sich zu helfen und war der erste mit einem Traktor in Thun.

Seine erste Melkmaschine kaufte er sich 1959. 1960 schaffte er sich einen Mistkran an. 1961 starb Roberts Grossvater und somit verlor sein Vater eine starke Arbeitskraft und deshalb kaufte er sich 1962 seinen ersten Mistzetter, davor machte er dies von Hand. Da lud man einen Wagen voll Mist, ging aufs Land und bildete kleine Häufchen und im Frühling verteilte man diese mit der Mistgabel. Bald kaufte er sich schon seinen zweiten Traktor.

Als Robert den Hof übernahm, war sein Vater immer noch am wirken. Er kümmerte sich um die Obstbäume und half ihm beim Melken aus. Mein Vater arbeitete nebenbei als Lastwagenchauffeur für eine Fabrik, die Glas herstellte (Pilkington). Dies musste er tun, denn in der heutigen Zeit ist es sehr schwer mit so einem kleinen Bauernhof grosse Erträge zu erwirtschaften, vor allem da noch Druck vom Ausland kommt. Inlandprodukte sind teurer als importierte Güter und als der Milchpreis fiel und sein Vater nicht mehr melkte, verliess er 2002 das Milchgeschäft. Einerseits hätte er zu viel Arbeit mit dem Melken gehabt und hätte womöglich beim besser bezahlten Job aufhören müssen.

Importgüter

Ein zweiter Grund, weswegen die Bauernhofanzahl rückläufig ist, sind die günstigen Importwaren. Es ist verständlich, dass man lieber zu den Produkten greift, die nicht so teuer sind. Heute liegt der Fokus in Kultur- und Luxusgüter, wenn man also die Grundbedürfnisse so günstig wie möglich befriedigen kann, so bleibt mehr Geld für Freizeitaktivitäten.



Vater (r.) und Sohn (l.) am Melken und Aufräumen, beides von Hand, wie es früher üblich war.

Nachkommen

Dazu kommt, dass sich nicht alle Menschen als selbstständiger Landwirt eignen. So passiert es, dass ein Hof, der seit Generationen im Besitz einer Familie ist, verkauft werden muss. Entweder an einen anderen Bauern oder an die Stadt.

Zukunft

Was passiert also mit den Bauern? Wie lange kann man noch in der Schweiz als Haupterwerbsbauer überleben? Wird das Landwirtschaften irgendeinmal ein Hobby für die Reichen sein?

Ohne Hilfe von den Schweizer Bürgern und dem Staat sieht es schwarz aus für die zukünftigen Bauern. Der Boden wird immer wie knapper, weil mehr Menschen gleichzeitig leben. Der Staat sieht sich gezwungen, Massnahmen gegen die Überbevölkerung zu ziehen. Unter anderem müssten Landwirte ihr Land dafür abgeben, damit mehr Wohnungen gebaut werden können. Sowieso kann sich die Schweiz heute nicht mehr selber versorgen, da wir eben so viele Bewohner haben und zu wenige Versorger.